

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

242 (17.10.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 42

Goethes Selbstbiographie

Zum 100. Gedenktage der Vollendung von „Dichtung und Wahrheit“

Von Dr. Willi Weils

Schon früh hat Goethe ein außerordentliches Interesse für Lebensbeschreibungen gezeigt. In diesen sah er das beste Mittel, den Menschen aus seiner Umwelt zu verstehen und die Grundlagen seines Schaffens kennenzulernen. Diesen Zweck erfüllten aber nur Selbstbiographien, nicht Darstellungen aus fremder Hand. So las Goethe mit größtem Interesse bereits 1771 die Lebensbeschreibung Bödens. Die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ und „Die natürliche Tochter“ gehen auf Memoiren zurück; Cellinis Selbstbiographie überlesete er. Er läßt sich durch seine Gattin anregen, sein Leben zu beschreiben: „Verschaff' einer edlen Nachkommenschaft die Freude, dich nicht zu verkennen.“ Diese Selbstbiographien müssen wahr sein; sie müssen ein klares Bild vergangener Zeiten und Menschen geben und sie müssen in das Innere der Seele führen.

In umfassender Weise hat Goethe als Grundlage zum Verständnis seiner dichterischen Schöpfungen eigene Darstellungen kleinerer oder größerer Lebensabschnitte gegeben. Die „Briefe aus der Schweiz 1. Abtl.“ vom Jahre 1775 geben im Wertberstli seine Flucht vor Willi wieder. Gegenständlicher sind schon die „Briefe aus der Schweiz 2. Abtl.“ von 1779. Die „Italienische Reise“ vom 3. September 1786 bis 6. Juni 1787 mit dem anschließenden „Zweiten Römischen Aufenthalt“ vom 8. Juni 1787 bis April 1788 wurde erst 1813—1816 niedergeschrieben (der „Zweite Römische Aufenthalt“ erschien sogar erst 1829). Seine Ergebnisse anlässlich der Expedition preussischer und österreichischer Truppen 1792 nach Frankreich sowie seine Eindrücke von der Belagerung von Mainz 1793 schildert Goethe dreißig Jahre später („Kampagne in Frankreich“ 1819/20). Genuss- und gewinnreiche für Mensch und Dichter waren die beiden Reisen in den Rheingau 1814 und 1815. Ihre Darstellung als „Reise am Rhein, Main und Neckar“ wurde 1816 niedergeschrieben (darin die prachtvolle Beschreibung des Rodus-Festes).

Mit der bedeutamen Abfahrt von Heidelberg nach Weimar Ende Oktober 1775 beginnt Goethe die — zuweilen unterbrochenen — täglichen Eintragungen in sein Tagebuch, das bis in die letzte Zeit vor seinem Tode reicht. In den ersten Teilen fehlt es nicht an Darstellungen seines Innenlebens. Mit der Zeit werden die Eintragungen immer kürzer und sachlicher. Schließlich sind es nur noch Notizen über den Tagesverlauf, Besuche, Gesundheit, Briefwechsel, sowie sehr wichtige Angaben über den äußeren Werdegang seiner Dichtungen. Von 1783 bis 1785, also aus der Zeit seines engsten Verhältnisses zu Charlotte von Stein, fehlen die Tagebuchaufzeichnungen vollständig. Das unmittelbar niedergeschriebene „Tagebuch der italienischen Reise für Frau von Stein“ besitzt größten Wert im Vergleich zu der späteren „Italienischen Reise“.

Einen chronologischen Bericht über den weitaus größten Teil des langen Dichterlebens bieten die „Tag- und

Jahreshefte“ oder kurz „Annalen“ genannt. Nach langen Vorbereitungen und Sammlung des Materials in archivarischer Ordnung begann Goethe 1817 die Ereignisse seines reichen Lebens chronologisch darzustellen. Die Zeit von 1749 bis 1794 wird summarisch behandelt; dann aber wird die Darstellung breiter, um von 1806 an ausführlich zu werden. Der Ton ist sachlich, oft trocken. In reicher Stofffülle breitet sich das äußere Leben des Dichters hier vor uns aus; eine künstlerische Behandlung ist nicht beabsichtigt. Erlebnisse, die den Dichter in seinem Innersten erregt haben, werden übergangen. So hören wir nichts von Frau von Stein, Christiane, Marianne Willemer. Größeren Raum nehmen seine naturwissenschaftlichen Interessen ein. In eigenartiger Beleuchtung tritt Goethes Stellung zu den großen Fragen der Zeitgeschichte hervor. Über die Befreiungskriege wird kühl berichtet; die Schlacht bei Leipzig wird nur erwähnt. Für die Kenntnis von Goethes Leben stellen die Annalen eine wichtige Quelle dar. Mit dem Jahr 1822 brechen die Annalen ab.

Die bedeutamste selbstbiographische Schrift hinterließ uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit“. Diese Darstellung des eigenen Lebens für die Zeit von der Geburt bis zum Eintritt in die Welt Weimars 1775 unterscheidet sich außerordentlich von allen anderen selbstbiographischen Schriften Goethes. Bekannt ist das berühmte Wort Goethes: „Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen, dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist.“ Aber diese Konfession ist eine dichterische; sie braucht nicht unbedingt der Wirklichkeit zu entsprechen. Es war Goethe wohl bekannt, wie schwierig es vielen Lesern war, bei der Mannigfaltigkeit seines dichterischen Schaffens die Einheit seines Wesens zu erfassen. Deshalb schiebt Goethe in das Vorwort von „Dichtung und Wahrheit“ einen fingierten Brief, dessen Absender sich angesichts der Dichtungen Goethes nicht verhehlen kann, daß meistens besondere Veranlassungen dieselben hervorgebracht und so wohl äußere bestimmte Gegenstände als innere entschiedene Bildungsstufen daraus hervorgehen, nicht minder auch gewisse temporäre moralische und ästhetische Maximen und Überzeugungen darin obwalten. Im ganzen aber bleiben diese Produktionen immer unzusammenhängend; ja oft sollte man kaum glauben, daß sie von demselben Schriftsteller entsprungen seien.“ Und dann gibt Goethe den Zweck seiner Lebensdarstellung an: „Das erste also, warum wir Sie eruchen, ist, daß Sie uns Ihre, bei der neuen Ausgabe nach gewissen inneren Beziehungen geordneten Dichtwerke in einer chronologischen Folge aufzuführen und sowohl die Lebens- und Gemütszustände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Beispiele, welche auf Sie gewirkt, nicht weniger die theoretischen Grundsätze, denen Sie gefolgt, in einem gewissen Zusammenhang vertrauen möchten.“

An seinem Geburtstag 1808 faßte Goethe den Entschluß, sein Leben aufzuschreiben; am 11. Oktober 1809 begann er mit den Vorarbeiten, aber erst Ende Januar 1811 begann er mit der Ausführung. Der älteste Plan von 1809 setzte den Beginn auf das Jahr 1742. Goethe zählte sechzig Jahre, als er mit der Ausarbeitung begann; beim Abschluß des 4. Buches am 12. Oktober 1831 war er

ein Greis von über 80 Jahren. Naturgemäß war manches seinem Gedächtnis entschwunden. Für die Jugendzeit fehlte ihm seine Mutter (gest. 1808). Hier half Bettina von Arnim aus. Aus Quellen mancherlei Art trug nun Goethe das Material zusammen, das sein Gedächtnis unterstützen sollte. Briefe an seine Schwester, Auskünfte von Freunden und Bekannten, eigene Tagebücher, Bücher und Zeitschriften seiner Jugendzeit, z. B. die Göttingischen Gelehrten Anzeigen, Geschichte Frankfurts, das Krönungsdiarium der Kaiserkrönung, das er seitenlang wörtlich benutzte, all dieses wurde herangezogen. Das meiste aber leistete Goethes vorzügliches Gedächtnis, das oft mit staunenswerter Treue Einzelheiten zu berichten weiß. Auf literarische Quellen weisen die vielen kulturgeschichtlichen und literarischen Mitteilungen. Unter der Hand wuchs das Werk an Umfang wie an Bedeutung; es war bestimmt, die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchstück zu ergänzen und das Andenken verlorener und verschollener Wagnisse zu erhalten.

Der 1. Teil wurde im September 1811 beendet, der 2. im Oktober 1812, der 3. Teil war im Januar 1814 fertig. Diese drei Bände erschienen dann 1818 bei Cotta. Dann stockte die Arbeit infolge der Rücksicht auf Lebende. Schon 1813 waren einige Teile des 4. Bandes geschrieben worden; dann ging die Arbeit weiter 1816, 1821, 1824, 1825, November 1830 wurde dann die Niederschrift wieder aufgenommen und am 12. Oktober 1831 vollendet.

Das Werk sollte keine Chronik sein, erstrebte auch nicht Vollständigkeit. Es sollte neben dem äußeren Lebensgange den Wurzeln des Lebens nachgehen, die Einflüsse darstellen, die auf ihn wirkten, sowie die Erlebnisse und Stimmungen aufzeigen, aus denen seine Werke entstanden. „Dichtung und Wahrheit“ nannte der Dichter sein Werk, nicht um die Wahrhaftigkeit seiner Darstellung selbst als zweifelhaft hinzustellen, sondern um auf die Zusammenarbeit von Dichter und Historiker hinzuweisen. Den geschichtlichen Stoff hat ein Dichter geformt. Das Gegebene entspricht also immer der Wahrheit, wenn auch nicht immer der Wirklichkeit. Das menschlich Bedeutsame hebt Goethe stark hervor. Als Glanzstück ist stets die Darstellung der Seifenheimer Erlebnisse angesehen worden. Alles schildert Goethe an der richtigen Stelle, d. h. wenn es für ihn von Bedeutung wird. Groß geschaut ist der literarische Überblick über das Deutschland von 1768. Meisterhafte Charakteristiken finden sich in Menge. Leider vermisst man das Bild der Mutter.

Es wäre kleinlich, sachlichen Irrtümern Goethes nachspüren zu wollen. Wie ganz anders wirkt die große Bedeutung dieser ersten deutschen Selbstbiographie in ihrer klassisch-reinen, schlichten, natürlichen Sprache, mit ihrem reichen Schatz an Lebenserfahrungen und weisheitsvollen Aussprüchen! „Dichtung und Wahrheit“ ist eine wahre Biographie, indem die Menschen hineingestellt werden in die lebendige Umwelt und gezeigt wird, wie sie ihre Kraft aus dieser ziehen. Dadurch, daß die Darstellung mit dem bedeutungsvollen Eintritt in die Welt Weimars abschließt, umfaßt das Werk die Grundlagen des Werdens unseres größten Dichters. In seiner umfassenden, genialen Darstellung bietet es nicht minder ein wertvolles Zeitgemälde jener Epoche.

Literarische Neuerscheinungen

Kurt Hiescher, „Deutschland“. Verlag F. A. Brockhaus, (137.—146. Tausend). Hieschers Buch erscheint jetzt im 137. bis 146. Tausend. Ehrenvoll, sowohl für ihn, als auch für das Verständnis, das seine Kreise seiner Arbeit entgegenbringen. Für uns Badenenser besonders wertvoll, weil das Werk durch den letzten handschriftlichen Brief Hans Thomass an Hiescher eingeleitet wird. Ich habe selten etwas so Rührendes über die deutsche Landschaft gelesen. Die beste Einleitung für das Werk. Hans Thoma und Hiescher, auf den ersten Blick trennen sie Welten, und nachher welche Übereinstimmung der Geister: dieses Auge für die deutsche Landschaft. Hieschers Buch ist ein wahrhaft vaterländisches Buch, die deutsche Erde und alles was aus ihr gepflückt ist, wird von liebevoller Hand mit der Kamera eingefangen. Selten sah man, wie hier, gedrängt auf wenigen hundert Seiten, die Unerforschlichkeit der deutschen Gegend an landschaftlichen Reizen, und an steinernen Denkmälern längst vergangener Zeit. Wie diese Dome, Schlösser, Stadttore aus der Landschaft wachsen, wie sie mit ihrer Umgebung ein Ganzes bilden, das zeigt uns in unübertrefflicher Form Hieschers Buch. Dr. E. R.

Dr. Curt Thesing: Die Gesetze der Fortpflanzung. (Vollständiger Band der Bücherreihe, Begleitet-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.) — In leichtverständlicher Darstellung behandelt der international anerkannte Fachgelehrte hier in diesem seinem neuesten Werke die großen Fragen der Fortpflanzung und Vererbung. Selbstverständlich finden auch die Fragen der Vererbung Mendelsche Regeln usw.) und der Geschlechtsbestimmung eingehende Berücksichtigung. Ausführliche Literaturhinweise bieten dem Leser die Möglichkeit, sich weiter mit den angestimmten Fragen vertraut zu machen. Dies aufschlußreiche Werk, das die weitgreifenden und komplizierten Tatsachen und Probleme der Fortpflanzung und Vererbung in einer überzeugend klaren, auch für Laien verständlich abgefaßten Gesamtdarstellung bildhaft vor Augen führt, erscheint im Rahmen der Wissenschaftlichen Jahresreihe des Volkswissenschaftlichen Bandes der Bücherreihe, in der bereits zahlreiche, wissen-

schaftlich sehr beachtenswerte, von der Fachkritik bestens beurteilte Werke Aufnahme gefunden haben. (Preis des Werkes in Halbleder gebunden 2,90 RM.)

Deutscher Almanach für das Jahr 1932. Herausgegeben von Dr. Wolfgang von Einsiedel. Ausstattung von Georg Salter. 232 Seiten auf halbfreiem Dichtdruckpapier und 16 Bilder auf Kunstdruckpapier. 1,50 RM. Verlag Philipp Neumann jun., Leipzig. — Der dritte Almanach des Verlages Neumann, für das Goethe-Jahr 1932, umreißt in einheitlichem Aufbau das ganze große Gebiet der Klassik in wichtigen Aufsätzen und Auseinandersetzungen führender Köpfe unserer Zeit. Nicht bloß als historisches Ereignis — als ewiges Formenprinzip und bestimmte seelische Haltung ist „Klassik“ der Gegenstand dieses Jahrbuches, das damit gleichzeitig einen lebendigen Beitrag zur Deutung unserer Zeit gibt. Was ist Klassik, was ist uns die Klassik, in welchen Beziehungen steht die Gegenwart zu ihr: das sind die Fragen, die hier von den verschiedensten Seiten beleuchtet, durchdacht und beantwortet werden. Neben dem Historiker steht der Politiker, neben dem Kunstgelehrten der Naturforscher, und immer bietet Goethes umfassende Persönlichkeit den zentralen Punkt, von dem die Erörterungen ausgehen, zu dem sie hinführen. Mit Goethe aber wird die ganze große Epoche der Klassik und Romantik in ihrem seelischen und geistigen Umkreis herausgehoben; sie spricht in dichterischen und geistigen Manifestationen, in Bildern und persönlichen Zeugnissen zu uns. Wenig bekannte, zum Teil unveröffentlichte Dokumente werden ans Licht gestellt, das Weimar, Jena, Berlin der Klassik und Romantik erzieht in lebendigen Bildern. So ist es ein einheitlich gestaltetes und doch innerlich vielfältiges Jahrbuch, das zum Goethe-Jahr 1932 die Summe zweier Jahrhunderte zu ziehen sucht. In den Aufsätzen begegnen sich Vertreter der älteren und der jungen Generation, neben Schefler, Bölsche, Reisch, Wittkowski, Kemperer u. a. stehen Bernhard Diebold, Ludwig Marcuse, H. S. Studenski, Werner Deibel, Wolfgang von Einsiedel, Ilse Faber. Die zahlreichen Bildbeilagen und Mitteilungen geben die Atmosphäre der Goethe-Zeit und umhüllen den geistigen Kern des Jahrbuches mit reizvoll buntem Gewand. Der Preis des sorgfältig ausgestatteten Jahrbuches beträgt 1,50 RM.

Karlsruher Konzerte

Unter dem reichlich vergangenheitsfixierten Motto „Musik in den alten Markgraffschaften Baden und Durlach“, weshalb sich nur ein kleiner Kreis interessierter Hörer im städt. Konzerthaus einfand, machte der Kammerchor der Musikhochschule mit einem bislang völlig im Dunkeln gebliebenen altbadischen Meister des mehrstimmigen Chorjahres bekannt. Den Einführungsworten Dr. Otto zur Reddens zufolge, auf die man auch vom kritischen Wächterposten aus vorläufig allein angewiesen ist, handelt es sich bei diesem Eusebius Zeit um einen Musiker, der an der Wende des 17. Jahrhunderts im Dienst des Durlacher Markgrafen Georg Friedrich stand, und in seinen wenigen erhaltenen Werken hätten wir erste Tonentwürfe einer badischen Musikgeschichte zu sehen. Auch die letztere Behauptung kann freilich noch einigen Zweifel unterliegen, wofür es eifriger Forschung möglicherweise gelingen sollte, doch noch älteres einheimisches Musikgut aufzuspüren, immerhin wird aber selbst dann dieser neuentdeckte Stämmeling am gelbrotten Musikbaum einige Bedeutung behalten innerhalb der Epoche, die der Redner in seinem sonstigen Vortrag umschrieb. Vor allem wird sein Name gegenüber der vorwiegend katholisch orientierten Musikpflege auf Schloß Baden unter Philipp II. nicht mehr als bedeutamer Repräsentant des Protestantismus am damaligen Durlacher Hof verschwinden. Von den Kompositionen selbst zeichnen sich vorab die gemischten Werke („Carmina gratulatoria“) durch eine gewisse Anmut und Leichtigkeit der Formung aus, wofür man wohl nicht mit Unrecht italienischen Einfluß vermuten darf. Aber auch der fünfstimmige Choral „Wann mein Stündlein“ und eine Motette aus den „Threnodiae“ (Lagegesängen) verweisen auf einen, wenn es die Aufgabe erfordert, ebenso ernsthaften Musiker. Sie erklangen nach dem sehr begrüßenswerten Vorüberdauern des musikalischen Kulturbildes durch viele Lichtaufnahmen bereicherter Vortrag unter der gewohnt sicheren Leitung von Franz Philipp.

Auch die Musikhochschule beteiligte sich nochmals an der Karlsruher Herbstwoche, wiederum mit einem sorgfältig aufgestellten und selbst für vernünftige Musikfreunde reizvollen Programm. Es lautete

Altorientalische Zahlen symbolik

Von Prof. Dr. E. H. Langer, Universität Berlin

In den Angaben der Keilschriften wird im allgemeinen sehr genau unterschieden, ob die Zahlen religiös-symbolisch oder konkret, gezählt bzw. gemessen, sein sollen. Für die Zahlen symbolik verwendete man mit Vorliebe Rundzahlen in Großenheiten, wie SAR = Saros (3600), NER = Neros (600) und SUS = Sossos (60). Begegnet man derartigen Angaben, so ist man nicht berechtigt, sie aufzulösen und 3600, 600 oder 60 zu lesen. Sinn und Zweck dieser Zahlen werden dadurch völlig verwischt. Der Saros (3600) galt in der ältesten sumerischen Zeit als runde Großzahl; man könnte sagen, etwa in demselben Sinne, wie man heute von „Millionen“ spricht. In den Keilschriften von 3100 bis 2600 v. Chr. geben die Könige die Zahl der von ihnen beherrschten Untertanen in Saros an. Diese Zahlen werden im Verlaufe von 500 Jahren allmählich um das Sechzigfache gesteigert. Entemena von Lagasch (3100) gebot noch über 1 Saros, Urufagina von Lagasch (2900) schon über 10 Saros, Sargon und Rimusch von Akkad (2850) über 15 Saros und Gudea von Lagasch (2600) über 60 Saros an Menschen. Man könnte daraus schließen, daß sich die Bevölkerung um das Sechzigfache vermehrt habe. Aber es handelt sich hier auch um Rundzahlen, um Höchstzahlen, die die Größe des königlichen Machtbereiches markieren sollten. Zunächst zeigt sich also in dieser Steigerung, daß sich in Mesopotamien allmählich die Wertbegriffe geändert hatten, und daß man immer anspruchsvoller geworden ist. Man kann aber immerhin einen Zusammenhang zwischen den mitgeteilten Rundzahlen und dem fortschreitenden Bevölkerungszuwachs annehmen.

Auch bei den mit heiligen Maßen gemessenen Grundrissen, z. B. von Städten, läßt sich eine Übereinstimmung mit der Wirklichkeit feststellen. So besaß jede Seite der Stadt Babylon, die nach der babylonischen Vorstellung gemäß ihrem Vorbilde am Sternenhimmel, dem „Seldu“ (AS-GAN-ifu), d. h. dem westlichen Teile des „Gelus“-Sternbildes, viereckig gestaltet war, eine Länge von je 1 Saros (= 3600 Ellen). Noch in assyrischer Zeit wurde bei der Neugründung von Babylon durch Assarhaddon (681) dieses Maß „gemäß dem alten Plane“ gewählt, aber mit zeitgemäßen Meßinstrumenten als 4 mal 30 „Seldu“ (aslu) — zu je 120 Ellen (zu je 0,50 Meter) — Länge bezeichnet. Dies geschah aus dem Grunde, weil man tatsächlich zur Stadtgründung schrift und hierzu natürlich die zeitgenössischen Instrumente benutzen mußte. Der neubabylonische König Nabonaid (550), der die Ringmauer nochmals erneuert hat, nennt ihre gesamte Länge mit 20 mal US, wobei US = 60 GAR, und 1 GAR = 12 Ellen ist. Die Länge blieb also bis zuletzt 4 mal Saros oder 14 400 Ellen (= 7200 Meter), wie auch in einem Teile der „Stadtbeschreibung von Babylon“ gesagt ist. Die Ausgrabungen haben nun die Gesamtlänge der Mauern auf zirka 8150 Meter bestimmt, woraus hervorgeht, daß das heilige Maß, das man zunächst für übertrieben halten möchte, in Wirklichkeit einmala angewendet worden ist. Die Vergrößerung der Stadt hat aber sogar das normierte Maß um zirka 1000 Meter noch überschritten. So deckt sich auch hier die Rundzahl mit der Zahl der Wirklichkeit.

Andere Rundzahlen sind gelegentlich spekulativ, aber keineswegs willkürlich und phantastisch gewählt, sondern aus ganz bestimmten Gründen. Wenn Sargon II. (710) die Anzahl seiner Vorfahren auf dem Throne Assyriens auf 350 beziffert, d. h. auf die Rundzahl der Tage des Mondjahres, so geschieht dies, wie er an anderer Stelle zu verstehen gibt, aus dem Grunde, weil der Mondgott

Ein das Königreich Assyrien gestiftet habe. „Ein ist der Stifter der Königsrone“ heißt eine Straße von Babylon. Die Anzahl der Könige ist also die durch den Mondgott, ihren Oberherrn, geheiligte Zahl.

Eine bisher nicht gedeutete Zahl bietet die Angabe von Sargon II., daß er seinen „Namen als Maß der Stadtmauer“ von Dur-Sargon, seiner 710 gegründeten Residenz, heute Chorsabad, nördlich von Ninive, verwendet habe. Die Lösung scheiterte bisher daran, daß man die Zahlangebe in 16 280 Ellen aufgelöst hatte, was, gemäß der Schreibung hier, unstatthaft ist. Sie lautet: SAR, SAR, SAR, SAR: NER, NER, NER: US; 3 „Rohr“; 2 „Ellen“. Die Mitteilung, daß dieses Maß dem Namen des Königs, geschrieben SAR-GI-NA, entsprechen soll, fand sich nur in den 710 im Grundstein eingelegten Gründungsurkunden; sie fehlte aber in einer viel später, auf einer Reliefplatte des Suals XIV eingemeißelten Inschrift, die kurz vor Vollendung des Palastes, 707, geschrieben ist und auch an Stelle von „3 Rohr“ die andere Maßangabe „1 1/2 GAR“ trägt, was aber dieselbe Maßlänge wie „3 Rohr“ (18 Ellen) bedeutet. Das Fehlen der Deutung, die unterschiedliche Schreibung und die verschiedene Zeit, diese drei Momente zwingen also, diese letztere Fassung der Mitteilungen aus der Vergleichung auszuscheiden. Die Lösung der Maßangaben der Gründungsurkunden selbst ist nun die, daß man die „Zahl“ der Maßeinheiten berücksichtigt: 4, 3, 1, 3, 2 = 13. Bedenkt man weiter, daß es sich um die Gründung einer assyrischen Residenz handelt, und betrachtet man die Schreibung des Königsnamens SAR-GI-NA, so ergibt sich, daß diese genau 13 Keilschritte enthalten, entsprechend der Zahl 13 der Maßeinheiten. So ergibt sich hier eine überraschend einfache Lösung des Rätsels. Die Gleichung dünkt uns heute wohl kindlich, doch mag sie gerade damals vor 2600 Jahren als besonders wichtig und neu empfunden worden sein. Aus den vorstehenden Beispielen mag man ersehen, welche vielseitigen Lösungen die verschiedenen Rundzahlen bieten. Die Lösungen der Zahlen symbolik aber lassen sich nicht summarisch finden, sondern nur dann, wenn man die jeweilige Situation und den Zweck auf das schärfste beobachtet, denen die Zahlenbildungen unterworfen sind. (Vorforschungen und Fortschritte.)

Wie lange reichen die Kohlenvorräte der Erde noch?

Von Fr. Sadel

Viele Jahrhunderte hat es gedauert, bis der Mensch die Steinkohle zu verwenden lernte; denn als Brennstoff diente ihm das Holz des Waldes, und selbst die Eisenhütten, die heute völlig von der Steinkohle abhängig sind, benutzten Holz zum Schmelzen und Schmiedeprozess. Die moderne Wirtschaft jedoch ist ohne die Kohle nicht vorstellbar. Jedes Metall ist durch ein anderes und selbst Erdöl ist zu erzeugen, Kohle dagegen nicht — denken wir nur an ihre Bedeutung für die chemische Industrie.

Die Steinkohlen sind aus riesigen, heute nur in verästelten Exemplaren fortlebenden Pflanzen tropischer Wälder, aus Farne, Schuppen- und Siegelbäumen usw., aber auch aus Seepflanzen, Algen u. dgl., die von toten Organismen eingehüllt und gegen die Verwesung geschützt wurden, entstanden.

Bedeutend jünger dagegen dürfte die Braunkohle sein, denn sie ist durch Verkohlung von Bäumen entstanden, die wir noch heute zum Teil in unseren Breiten finden. So ergaben Untersuchungen, bei denen auch Röntgenstrahlen wertvolle Dienste leisteten, Nachweise über verschiedene Nadelhölzer, Zypressen, Wallnuß, Ahorn- und Zimt-

bäume. Deutlich lassen sich zwei Braunkohlenzeitalter unterscheiden. Die ältere Braunkohle enthält Pflanzen, die sich heute lediglich noch in Hinterindien und in Australien finden, während sich in der jüngeren Pflanzenwelt stellen ließen, die im Süden Nordamerikas anzutreffen sind.

Unter allen Kohlenländern der Erde standen im Jahre 1929, in dem die Kohlenkrise noch am wenigsten wirksam war, die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 532,5 Millionen Tonnen Steinkohlen und 69,5 Millionen Tonnen Braunkohlen an der Spitze aller Länder. Nicht ganz die Hälfte der nordamerikanischen erreichte die britische Steinkohlenproduktion. Deutschland (ohne Saargebiet) förderte 163,4 Millionen, Frankreich 53,7 Millionen und das über das ehemalige deutsche Ostoberschlesien verlegende Polen 46,2 Millionen Tonnen. Sinntlich der Braunkohlenproduktion steht Deutschland, dessen Förderung sich gegenüber 1913 genau verdoppelt hat, mit 174,4 Millionen oder 80 Prozent der Weltproduktion an der Spitze aller Länder, die Braunkohlen fördern. Neben der schon erwähnten nordamerikanischen ist lediglich noch die tschechoslowakische Braunkohlenförderung hervorzuheben, die 22,2 Millionen Tonnen betrug. Mit Ausnahme von Finnland, Dänemark, der Schweiz, Island und Norwegen, das allerdings in Spitzbergen ein Kohlenbergwerk hat, wo immerhin 300 000 Tonnen gefördert wurden, ist jedes größere europäische Land mit mehr oder weniger großen Anteilen an der Kohlenproduktion beteiligt.

Im Gegensatz zur Braunkohlegewinnung, die seit 1913 um 77 Prozent stieg, erhöhte sich die Steinkohlenproduktion nur um 8 Prozent und betrug 1929 1,3 Milliarden Tonnen, von denen 49 Prozent in Europa, 43 Prozent in Amerika, 6 Proz. in Asien, vornehmlich in Japan, Indien und China, und die restlichen 2 Prozent in Afrika, Australien und Neuseeland gefördert wurden. Für die Versorgung der Welt mit Kohle kommt jedoch nur der englischen, nordamerikanischen und der deutschen Förderung eine Bedeutung zu.

Wie die Erdölreserven, lassen sich auch die im Schoße der Erde noch ruhenden Kohlenvorräte nur annähernd schätzen. Sachverständige errechnen 5 Billionen Tonnen unter Einbeziehung der Braunkohle, deren Schmelzwert dabei in Steinkohlen angelegt ist. Allerdings betragen die als sicher nachgewiesenen Vorräte nur eine Billion. Wie nicht anders zu erwarten ist, besitzen wir lediglich für Europa genaue Angaben. Im Innern unseres Erdteils werden 270 Milliarden sichere und 632 Milliarden vermutete Vorräte angenommen, wogegen man für Amerika mit 3,4 Billionen Tonnen rechnet, von denen nicht weniger als vier Fünftel in den mit Erdölreichen so überaus freigebig versorgten Vereinigten Staaten liegen dürften. Der Boden Asiens soll 678 Milliarden, Australiens und Neuseelands 178 und Afrikas 57 Milliarden Tonnen bergen.

Dmohal die Wissenschaft somit die Kohlenvorräte nur zu schätzen vermag, nimmt sie doch an, daß unsere Erde noch 3000—3500 Jahre mit Kohle versorgt werden kann. Allerdings wird der Bedarf wohl auch künftig noch steigen, denn einerseits macht die Industrialisierung auch der noch wenig entwickelten Länder rasche Fortschritte und andererseits verwendet die Chemie in steigendem Maße Kohle als Grundstoff für ihre Erzeugnisse. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß Technik und Chemie Gewinnungs- und Verwertungsverfahren ausbilden, die letzten Endes kohlenparend wirken müssen. Allein die Fortschritte der Feuerungstechnik haben es ermöglicht, sowohl gute Kohle fast völlig zu verbrennen, wodurch der qualmende Schornstein zu einer Seltenheit geworden ist, als auch den bisher völlig unverwendbaren Kohlenstaub und früher fast kaum nutzbare schlechte Kohlen zu verwerten. Auch die Umwandlung in Elektrizität, in Gas und in Kraftstoffe, wie Benzin und Benzol, bedeutet gleichfalls bessere Ausnutzung der in der Kohle aufgespeicherten Kraftmenge. Schließlich ist auch noch darauf hinzuweisen, daß die Technik es ermöglicht hat, Kohle aus einer Tiefe heranzuholen, in der früher an eine Förderung überhaupt nicht gedacht werden konnte.

Unsere eigenen Steinkohlenlager sollen insgesamt 250 Milliarden Tonnen enthalten, von denen 213,6 Milliarden auf das Ruhrgebiet, 10,5 Milliarden auf die linksrheinischen Reviere, 19,5 Milliarden auf Oberschlesien, 3 Milliarden auf Niederschlesien, 750 Millionen auf das Westfalen und 225 Millionen auf das erzgebirgische Kohlengebiet entfallen. Kleinere Vorkommen finden sich noch am Saar, im Thüringer Wald, in der Oberpfalz, im Schwarzwald und nördlich von Halle.

Immerhin sind noch eintausend Jahre dem deutschen Steinkohlenbergbau beschieden. Wie kurz dagegen ist die Galgenfrist, die der Braunkohle ausgesprochen wird, und die bereits in einem einzigen Jahrhundert abgelaufen ist. In Braunkohlen dürfte der Boden Deutschlands unter Einschluß von 200 Millionen oberdeutscher Braunkohle 25 Milliarden Tonnen enthalten, von denen annähernd je ein Drittel in Mitteldeutschland, in der Raufitz und am Niederrhein liegen.

Ein „Volks-Goethe“ zum Goethe-Gedenkjahr. Zu den wertvollsten Goethe-Biographien, die wir besitzen, bringt Philipp Witkop, der namhafte Literaturhistoriker der Universität Freiburg, an der Schwelle des Goethe-Gedenkjahres eine neue Darstellung von Goethes Leben und Werk, die mit vollem Recht als ein wahrer „Volks-Goethe“ bezeichnet werden darf und für jeden gebildeten Deutschen Wegweiser und Führer sein wird. Das mit wertvollen Bildertafeln versehene und angelegentlich der Fälle des Gebotenen sehr wohlfeile Werk erscheint im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachfolger, in Stuttgart und Berlin.

„Zeitgenössische babilische Komponisten“:

Seine Auswahl möchte zwar schon wegen der kriegerischen Situation, in der sich überall die Gegenwartsunruhe befindet, nicht ganz leicht gewesen sein, aber man hat sich immerhin einiges Neue sichern können. Vollständiges war allerdings gar nicht dabei, bei Hermann Junfers „Variationen und Fuga quasi Fantasia B-Moll“ fühlte man sich sogar eher in jene Zeiten zurückversetzt, wo man in erster Linie auf gekämmerte Paraden und Affekt reagiert. So ging es fast auch dem Spieler Georg Mantel, der als Kind einer anderen Epoche den Abstand zu deren zeitlich begrenztem Ausdruck kaum zu überbrücken wußte. Angleich näher als dies brillante Paradies kamen uns zweifellos die Gefänge von August Ehrhardt und Walter Schlageter. Der Erstgenannte ist zweifellos die herbere, aber auch bedeutendere Begabung, der freilich das „Schlafen“ noch nicht überall gelingen will. Der „Bodensee“ zeigt indessen kaum Verkrampftes, auch sonst stört kein noch so feiner Nix und Zwiespalt die schöne Stimmung dieses Liedes. Leicht macht es dem Sänger Walter Schlageter, er ist in der Begleitung, die Mathilde Presh-Math ausführte, gleichfalls das liebenswürdigere und — konventionellere Talent; darob kam vielleicht Dr. Fritz Lang, der tenorale Gesangspädagoge, weit besser zu expansivem Ausdruck. Ein angeregter Musiker ist Gustav Geierhaas, doch dünken seine drei Sätze für Violine, Viola und Violoncell fast zu humorig und zu wenig problematisch für den ersten Konzertsaal. Umso musikalischer und in allen Teilen gleichwohl überzeugend deuteten dafür die Herren Josef Pfeiffer, O. Valentin Kanzer und Paul Trautwetter die von jeder inneren Tiefe unbeschwerter, doch sofort liebenswerte Partitur. Zum Schluß dirigierte Franz Philipp seine bekannte Biedfolge „Unserer lieben Frau“ mit einer an agogischen Feinheiten äußerst wirksamen Steigerung. Die reise und reiche Formung des Klangmaterials beim babilischen Kammerchor, der übrigens nicht nur in seinem Können, sondern auch an Zahl inzwischen beträchtlich gewachsen schien, beeindruckte ebenfalls wieder intensiv. Stunde und Ort waren der Veranstaltung recht günstig; der kleine Festhallaal bot einen beinahe bis zum letzten Platz besetzten Anblick.

Den Anklus der für diesen Winter wieder von der Konzertdirektion Kurt Reufeldt fest angelegten 6 Kammermusikabende begann das

Mingler-Quartett

mit einer anscheinlich recht hohen gewidmeten Vortragsfolge. Kurz und enthusiastisch empfing der Beifall des Eintrachtsalles, an dessen Worten leider nicht das Wort „Ausverkauf!“ prangte, die berühmten Berliner Gäste. Die große Erwartung wurde dann auch nicht enttäuscht, als nach der etwas harmlosen Einleitung mit dem P-Dur-Quartett (op. 18, Nr. 1) die vier Spieler bei dem C-Dur-Mazurka-Werk (op. 59, Nr. 3) dem verwöhnten Hörer ihre unerreicht klassische Reproduktionskunst wirksam ins Bewußtsein trugen. Und wie danach noch das große Cis-Moll-Quartett (op. 131) aufklang, da ward dem nach musikalischer Vollendung hungernden Ohr mehr als eine Kostprobe gereicht, denn es geschah ihm hinsichtlich der Forderung nach verknüpfender Bindung der gerade in dieser Schöpfung schlummernden „surdaren“ Kontraste vollste Erfüllung. Es war eine Gipfelleistung in notengetreuer und doch feelebendstem Spiel, welche die Quartettgenossen hier vollbrachten. Der Applaus steigerte sich entsprechend zu herzlichsten Ovationen.

Mit einem Aug disponierten Programm von Klavier-Novitäten — wir sind weiterer Daten auf diesem Gebiet gewärtig und von Herzen dankbar! — ist die Heidelberger Pianistin

Sebowig-Schleicher

auf eine Konzert-Tournee durch Süddeutschland gegangen. Sie hat nun auch hier im Bürgeraal sich vorgestellt. Aber es genügt leider nicht, solche Neuheiten dem Publikum nur einfach nachzubringen, man muß es damit auch niedergezogen wollen. Das vermag jedoch die Künstlerin noch nicht, und selbst wenn man diesen Mangel (sowie einige „Reiß“-Griffe) einer momentanen Beeinträchtigung zuschreiben gerne geneigt ist, bleibt ein beträchtlicher Rest von Bedenken übrig, die das Gesamtformat und die technische Geläufigkeit betreffen. Andererseits scheint die Dame sicherlich sehr fleißig und deshalb auch wert, sich in Zukunft gelegentlich vor einem auswärtigen Musikergremium hören zu lassen, aber ihre Leistungen müßten eben doch noch höheren Ansprüchen genügen, als sie zur Zeit künstlerisch erkennbar sind. Der Seltenheit halber sei notiert, daß das Programm u. a. Respiqui, Anforze, Segombati enthält und mit Raffordy's genialen Bildern einer Ausstellung schloß, denen wir bald auch in der Instrumentierung Nabels bei einem Sinfonietongert begegnen werden.